

d

Evelyn Waugh

Expeditionen eines englischen Gentleman

Aus dem Englischen von
Matthias Fienbork

Mit einem Nachwort von
Rainer Wieland

Diogenes

Titel der 1931 bei Gerald Duckworth and Co., London,
erschienenen Originalausgabe: ›Remote People‹
Copyright © 1931 by Evelyn Waugh
Die deutsche Übersetzung erschien erstmals 2007
im Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, unter dem Titel
›Befremdliche Völker, seltsame Sitten.
Expeditionen eines englischen Gentleman‹
Covermotiv: Foto von Bettmann Collection
Copyright © Bettmann / Getty Images

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/18/852/1
ISBN 978 3 257 07026 2

Äthiopisches Reich

III

Noch am vorangegangenen Nachmittag hatte größte Unklarheit bezüglich der Eintrittskarten für die Krönungsfeier geherrscht. Die Gesandtschaften wussten nichts, Mr Hall wusste nichts, und sein Büro wurde unablässig belagert von nervösen Journalisten, deren Berichte nur dann eine Chance hatten, rechtzeitig für die Montagszeitungen in London einzutreffen, wenn sie einige Zeit vor dem Ereignis geschrieben und abgeschickt würden. Aber was sollten die Leute schreiben, wenn sie nicht einmal wussten, wo die Zeremonie stattfinden würde?

Mit kaum verhohlener Verärgerung gingen sie daran, das Beste aus ihrem dürftigen Material zu machen. Gorgis und Umgebung waren hermetisch abgeriegelt; durch die Absperrung war ein riesiges Zelt unmittelbar neben der Kirche auszumachen. Manche schrieben, dass dort die Krönung stattfinden werde. Andere betrachteten diesen Ort als Schauplatz eines prunkvollen Empfangs und zeichneten phantasievolle Bilder von der Zeremonie im Innern der Kathedrale – »düster, erfüllt von dichten Weihrauchschwaden und dem schweren Rauch von Talgkerzen, so dass man kaum noch Luft bekam« (Associated Press); Experten auf dem Gebiet der koptischen Religion erklärten, dass vermutlich niemand etwas sehen werde, da die eigentliche Krönung

im Allerheiligsten stattfindende, das kein Laie zu Gesicht bekomme, geschweige denn betreten dürfe – es sei denn, für den Herzog von Gloucester und den Prinzen Udine werde, immerhin denkbar, eine Ausnahme gemacht. Die Filmmenschen, deren Bosse sehr viel Geld dafür ausgegeben hatten, sie mitsamt ihren Aufnahmegegeräten ins Land zu bringen, ließen allmählich eine gewisse Nervosität erkennen, und manche Korrespondenten wurden geradezu aggressiv in ihrer Darstellung der Wut der übergangenen Presse. Mr Hall ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Alles, versicherte er, werde für unsere speziellen Bedürfnisse arrangiert; die Einzelheiten, räumte er ein, seien leider noch unklar.

Etwa vierzehn Stunden vor Beginn der Zeremonie wurden über die Gesandtschaften schließlich nummerierte Eintrittskarten ausgegeben; es war jede Menge Platz für alle, außer für die Abessinier. Die Ras und Hofbediensteten erhielten goldene Sessel, aber die lokalen Anführer schien man völlig vergessen zu haben; die meisten blieben draußen, starrten versonnen auf die kaiserliche Kutsche und die hohen Kopfbedeckungen der europäischen und amerikanischen Besucher; diejenigen, die sich hineindrängen konnten, wurden weit hinten festgehalten, wo sie auf dem Boden hockten oder in der ganzen Pracht ihrer Festtagskleidung in den hintersten Ecken des großen Zelts einfach vor sich hin dösten. Denn dort fand der Gottesdienst schließlich statt. Das Wort »Zelt« vermittelt nur einen unvollkommenen Eindruck von diesem schönen Pavillon: leicht und hoch, getragen von zwei Reihen umhüllter Gerüststangen; der östliche Teil mit Seidenvorhängen behängt, hinter denen ein improvisiertes Allerheiligstes mit dem Tabot aus der Kathe-

drale errichtet worden war. Die Hälfte des Raums nahm ein teppichbedecktes Podium ein. Darauf stand der seidenbedeckte Tisch mit Insignien und Krone, anständig verpackt in einer Hutschachtel; rechts und links vom Podium standen zwei Reihen vergoldeter Stühle für den Hof und das diplomatische Corps und, ganz am Ende, mit dem Rücken zum Hauptteil des Festsaals, zwei baldachinbekrönte Thronessel, der eine, scharlachrot, für den Kaiser, der andere, blau, für die Kaiserin.

Ihre Majestäten hatten die Nacht in der Kathedrale wachend verbracht – im Innern umgeben von Priestern, draußen von Soldaten; das Zelt betraten sie direkt von der Kathedrale durch eine Seitentür hinter den Vorhängen. Ein einfallsreicher Journalist, der seinem Bericht die Überschrift »*Meditation hinter Maschinengewehre*« gab, machte die befriedigende Erfahrung, dass er, als er schließlich auf das Gelände vorgelassen wurde, seine Vermutung auf das Schönste bestätigt fand: Eine MG-Abteilung bewachte den Zugang. Andere Vorhersagen waren weniger gelungen. So schrieben viele Korrespondenten über den feierlichen Auszug Seiner Majestät aus dem Palast bei Sonnenuntergang. Tatsächlich traf er erst am späten Abend ein, noch dazu mit einem Minimum an Pomp. *Associated Press* verlegte das Ereignis in die Morgendämmerung und beschrieb es folgendermaßen: »Als das Kaiserpaar durch die staubigen Straßen der Berghauptstadt zur Kathedrale fuhr, vorbei an Zehntausenden Kriegern und Stammesführern, brach das Volk in wilde Begeisterungsrufe aus. Zahllose Eingeborene wurden zu Boden getrampelt, als die Menge nach vorn drängte, um einen Blick auf die Krönungsgesellschaft zu werfen.«

Als später die Zeitungen aus Europa und Amerika eintrafen, fand ich es hochinteressant, meine eigenen Erlebnisse mit denen der anderen Korrespondenten zu vergleichen. Ich hatte das Glück, für eine Zeitung zu arbeiten, die allergrößten Wert auf Genauigkeit legt; gleichwohl unterliefen mir einige Fehler. Zum Teil hatten diese mit den Beschränkungen bei der telegraphischen Übermittlung zu tun, wenn ein übereifriger Redakteur beispielsweise aus »Abuna«, dem Titel des abessinischen Primas, »der Erzbischof von Abuna« machte. Eigennamen kamen am anderen Ende oft verballhornt an, und gelegentlich wurden ganze Sätze auf kuriose Weise umformuliert, so dass mir irgendwo zwischen Addis Abeba und London die erstaunliche Behauptung zugeschrieben wurde, George Herui habe als Mitarbeiter von Sir John Maffey im Sudan gedient. Manche Fehler dieser Art sind wohl unvermeidlich. Meine Überraschung bei der Lektüre der Berichte über die Krönung lag nicht darin, dass meine impulsiveren Kollegen es mit den Details nicht so genau genommen oder die romantischen und grotesken Aspekte der Veranstaltung gelegentlich übertrieben dargestellt hatten. Mir schien, als hätten wir völlig verschiedene Dinge erlebt. »Die Nachricht als Erster bringen« und »Dem Leser geben, was er lesen will« – diese beiden Leitprinzipien von Fleet Street sind nicht immer miteinander zu vereinbaren.

Dies soll nicht als konventionelle Kritik an der Regenbogenpresse verstanden werden. Wer andere Menschen nach seinen eigenen und nicht nach ihren Maßstäben beurteilt, ist selbstgefällig; sinnvoll ist Kritik erst, wenn sie den Leuten die Widersprüchlichkeit ihrer Prinzipien vor Augen führt. Es ist völlig in Ordnung, dass die anspruchsloseren Zeitun-

gen weniger auf Information und mehr auf Unterhaltung setzen und das Sensationelle und Frivole höher bewerten als das, was wichtig, aber langweilig oder unverständlich ist. »Hund beißt Mensch – das interessiert niemanden, aber Mensch beißt Hund – das ist eine Nachricht.« Ich moniere nur, dass die Boulevardpresse auf ihrer Jagd nach dem Verkaufserfolg ebenjene Standards verletzt, die sie sich selbst gesetzt hat – nämlich der Öffentlichkeit zu dienen. Fast jede Londoner Zeitung würde heutzutage lieber einen unvollständigen, ungenauen und unbedeutenden Bericht von einem Ereignis bringen, wenn sie früher damit herauskäme als ihre Konkurrentinnen. Für die Öffentlichkeit ist diese Art Konkurrenz jedoch unerheblich. Der Leser, der seine Zeitung am Frühstückstisch aufschlägt, interessiert sich nicht für die politischen Verhältnisse in Abessinien. Ein Flugzeugunglück oder ein Boxkampf sind etwas ganz anderes. In solchen Fällen will er möglichst schnell wissen, wie es ausgegangen ist. Die Krönung eines afrikanischen Herrschers bedeutet ihm wenig bis gar nichts. Ob er am Montag oder am Dienstag darüber liest, ist ihm egal. Von Afrika will er nur etwas haben, was ihn morgens in der U-Bahn unterhält. Am Dienstag wird er sich genauso gut unterhalten wie am Montag. Der zusätzliche Tag gibt dem Korrespondenten die Zeit, einen gutrecherchierten Bericht zu schreiben (und je besser recherchiert ein Bericht ist, desto interessanter ist er meist auch). Das macht den Unterschied aus. Ereignisse sind nur dann unterhaltsam und spannend, wenn eine Zeitung glaubwürdig und korrekt darüber berichtet. Jeder, der sich ein paar Stunden mit einer Schreibmaschine hinsetzt, könnte einen Artikel schreiben, der das Ideal eines jeden

Redakteurs wäre. Er würde über dramatische Todesfälle in der Königsfamilie schreiben, das Land in einen Bürgerkrieg stürzen und brutale und rätselhafte Morde konstruieren. All diese Dinge wären für den Leser spannend, solange er sie für wahr halten kann. Wenn sie ihm als Fiktion präsentiert würden, wären sie absolut bedeutungslos. (Das zeigt auch den großen Unterschied zwischen Schriftstellern und Journalisten. Der Wert eines Romans hängt von den Maßstäben ab, die jedes Buch für sich selbst aufstellt; Ereignisse, die keinen Nachrichtenwert haben, erhalten eine gewisse Bedeutung entsprechend ihrer Funktion für den Aufbau des Buches und ihres Verhältnisses zu anderen Ereignissen im Roman, so wie gedämpfte Farben auf bestimmten Bildern eine große Intensität entwickeln.) Das Schöne an der Lektüre der Tageszeitung hat nicht (oder nur sehr indirekt) mit der politischen Richtung oder dem Feuilleton zu tun, sondern mit dem eigentümlichen Licht, das an unvermuteten Stellen scheint – Aussagen aus einem Gerichtssaal, Erklärungen politischer Redner in Provinzstädten –, die plötzlich unerwartete Nebenwege aufdecken. Wären diese nur erfunden, würde sich niemand dafür interessieren. Wenn man erfährt, dass die Leserbriefe mit ihren erstaunlich dogmatischen Ansichten in der Redaktion von einem intelligenten jungen Reporter geschrieben werden, verlieren sie ihren Reiz.

In Addis Abeba konnte ich zum ersten Mal die Funktionsweise des Journalismus in vereinfachter Form beobachten. Eine Londoner Redaktion ist viel zu unüberschaubar und kompliziert, als dass man sich eine Meinung über eine kurze Begegnung bilden könnte. Hier kannte ich die meisten Fakten und Leute, und im Lichte dieses Wissens fand

ich die Presseberichte haarsträubend und deprimierend. Immerhin gab es hier etwas zu berichten, das für das europäische Publikum ganz neu war – eine Folge von Ereignissen von bemerkenswert spektakulärem Charakter und eine ganz eigene Gesellschaft zwischen Moderne und Barbarei, europäisch, afrikanisch und amerikanisch. Hier jedenfalls war die Wahrheit stärker als die Zeitungsberichte. So schrieb eine Zeitung, der kaiserliche Festsaal sei mit Marmor, Elfenbein und Malachit ausgestaltet. Das ist nichts Besonderes für jeden, der eines der billigeren Londoner Hotels von innen kennt. Tatsächlich gab es dort Fotografien der Herren Ramsay, MacDonald und Poincaré und eine große, täuschend realistische Darstellung eines Löwen von einem australischen Künstler. Es kommt nur darauf an, was man schön findet. Ebenso konnte man lesen, die königliche Kutsche sei von sechs schneeweißen Pferden gezogen worden – eine ganz triviale Vorstellung von Pracht. Wenn die Reporter etwas Spannendes sagen wollten, warum haben sie dann nicht von vergoldeten Eunuchen gesprochen oder von gefärbten Straußen oder von einer Handvoll gefangener Könige, geblendet und eingespannt in ein Joch aus Elefantenstoßzähnen? Da sie aber aus Gewohnheit oder Mangel an Phantasie nicht von ihrem Pferdestall wegkamen, warum haben sie nicht einfach berichtet, wie es wirklich gewesen ist – dass die kaiserliche Kutsche mit sechs Pferden (sie waren nicht weiß, aber darauf kommt es nicht an) und einem ungarischen Kutscher in grotesker Zirkuslivree vorfuhr, dass die Pferde, nicht richtig trainiert, schwierig zu lenken waren und beim ersten Schuss Salut in heilloser Panik ausbrachen, die Kutsche auseinanderzureißen drohten und

die Umstehenden in Angst und Schrecken versetzten, dass zwei Pferde schließlich ausgespannt werden mussten und ein Pferdeknecht dabei schwere Verletzungen erlitt, dass der Kutscher bei der Prozession tags darauf nicht wiederauf-tauchte und der Kaiser stattdessen in seinem karmesinroten Automobil fuhr – ein Triumph der Moderne, charakteris-tisch für die ganze Situation.